

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1891

223 (16.8.1891)

Beilage zu Nr. 223 der Karlsruher Zeitung.

Sonntag, 16. August 1891.

Berns Gründung.

In den Tagen vom 14. bis 17. August d. J. begeht die schweizerische Bundeshauptstadt Bern die Jubelfeier ihrer vor 700 Jahren erfolgten Begründung durch den tapferen Bähringischen Herzog Berthold V., welcher vor seinem Tode (14. Februar 1218) die im Jahre 1191 gegründete Stadt Bern testamentarisch dem Deutschen Reiche unter Kaiser Heinrich VI. († 1197) als freie Stadt vermachte.

In den achtziger Jahren des zwölften Jahrhunderts strebten die Burgundischen Landstände mit aller Kraft die Kostrennung vom Deutschen Reiche, welches dort durch den Bähringischen Herzog Berthold V. als Statthalter vertreten wurde, an. Trotz der beiden Siege, die der genannte Herzog bei Peterlingen (1190) und im Grindelwald (1191) gegen die Unzufriedenen Burgunden erfocht, erkannte der kriegserfahrene Fürst, daß auf die Dauer Burgund nur durch einen taktisch richtig angelegten Sperrpunkt lahmgelegt werden könnte, und bestellte seine Blicke auf einen sichern reichsfreien Weg, „als ob nahe allen seinen Feinden, dagegen seiner eigenen Partei unverdächtig“. Dieser strategisch und taktisch richtige Punkt war der damals kleine Ort Bern bei der Burg Nidel, auf einer Halbinsel, die der Aarfluß machte, gelegen. In jener Zeit lag eine beträchtliche Viehweide um Bern, hinter dieser Hutweide aber ein weitgehender Wald. Vor dem nahe gelegenen Hügel des Gurten konnte man einzelne Weierhöfe, ein Harzdorf (König) und in einsamen Wildnissen Harte und finstere Burgen erblicken. Gegen den Aargau hemmte eine vorgelegene Anhöhe den Ausblick. Einen Monat nach dem Sieg im Grindelwald (1191) ließ der Bähringische Herzog Berthold durch seinen Marschall Runo von Bubenberg den Ort Bern mit Gräben und Mauern umgeben, wobei der Ritter den bestimmten Gürtel der Befestigungen übertrug. Trotz der rauhen Luft der damals wilden Gegend, der schäumenden Aar und der nahen Hochgebirgswelt vereinigte sich der Freiheit schlingende Adel an diesem Orte, weil die neue Stadt als Reichsgut unter dem kaiserlichen Schutze stand, wobei wohl zu bemerken ist, daß der damalige reichsfreie Mann und Bürger ebenso frei und unabhängig war, wie der unabhängige Freier, und daß sich der Bürger in seinem Stadthaufe ebenso sicher fühlen durfte wie der Baron auf seinem Bergschlosse. Die Stadt Bern wurde von den edlen und freien Männern der umliegenden Landgerichte in kürzester Zeit gebaut. Eine Gasse gründete der Herr v. Egerdon, die sogenannte Berrenegasse; auf der Höhe gegen die Aare wohnte der Herr von Bubenberg. „Der war mit Fischrecht und Mühlen das grüne Ufer (die Matten und Wiesen)“; Rudolf von Erlach, ein Ritter aus einem alten burgundischen Geschlechte, dem Hause der edlen Welscheneuburger lehnhaft; diese und viele andere edle Ritter erbauten Bern im Jahre 1191.

Zu den berühmtesten Stiftern der Stadt Bern zählt das Erlacher-Geschlecht. Sieben Erlache haben der Stadt in der Schuttschuldennurde vorgestanden, besonders aber der Stifter Rudolf Callian von Erlach, welchen die Berner in ihrer Bedrängnis gegen die heranrückenden Grafen und Freiherren von Lechtland, Aargau und Kleinburg zum Feldhauptmann wählten, machte sich durch den Sieg bei Laupen (21. Juni 1339) hochverdient um das junge Stadtwesen. Aber auch aus dem Lande der Jülicher und dem dreisässigen Freiburg kamen gute Bürgergeschlechter mit häuslichem Sinne nach Bern, und ebenso suchten begabte Handwerker in der frisch-aufblühenden Stadt ihr fuchtes Brod. Die junge Stadt wurde aus Holz erbaut; eine Kirche, von dem Bischof zu Lausanne der Mutter Gottes geweiht, trug später den Namen des Märtyrers Vincentius, des Berner Stadtpatrons. Nach der Handfeste vom Jahr 1218 erhielt ein Schultheiß mit Rath, bestehend aus 12, später aus 50 Räten, die Befehle, wie sie im dreisässigen Freiburg und in Rönin üblich waren. Die Zahl der ursprünglichen Berner Bürgerschaft war zwar nicht groß, hingegen waren diese Bürger gute Landmänner und tüchtige Kriegerleute, als welche wir sie sofort kennen lernen werden.

Die Gründung der Stadt war, wie erwähnt, besonders gegen die Burgunder gerichtet. Diese wandten sich in ihrer Bedrängnis an den Deutschen Kaiser Heinrich VI. um Hilfe. Heinrich war als Hohenstaufe ein Gegner der Bähringer und betraute daher seinen Bruder, den schwäbischen Herzog Konrad, mit der Aufgabe, zu rüsten (1196), und mit Hilfe schwäbischer und burgundischer Edler den Burgundern die unmittelbare deutsche Reichsbürgerschaft zu entreißen. Herzog Konrad kam mit seinem Heere aber nur bis Durlach, wo er plötzlich starb, und als der Kaiser seinem Bruder bald in den Tod folgte (1197), löste sich das kaiserliche Kriegsheer auf, ohne den Feind gesehen zu haben.

Erster war der Zusammenstoß der Berner mit dem siegenemwöhnten Kaiser Rudolf I. von Habsburg. Die Veranlassung zu diesem Kriege (1288) war folgende: Der Kaiser, sonst ein Freund und Gönner der Schweizer, griff gegen die Berner zu den Waffen, des unwilligen Dienstes gedenkend, den die Berner ihm gegen den Grafen Philipp von Savoyen geleistet hatten; dazu kam noch, daß zu Bern ein ermordeter Christenknabe mit Namen Ruff gefunden wurde, und „weil, nach Johannes v. Müller, diese Zeit alles Gräuliche am ehesten von Juden gläubte“, so wurde mittelst Folterereien den Beschuldigten das nöthige Geständnis abgerungen, und diese Johann auf das Rad geflochten. Alle übrigen Juden mußten die Stadt Bern sofort verlassen. In dieser Bedrängnis wandten sich die Berner zu den Juden in ihrer Eigenschaft, als dem Deutschen Reiche zinspflichtige „ewige Kammerknechte“, an Kaiser Rudolf I. von Habsburg und beschwerten sich über die durch die Stadt Bern erlittene Behandlung. Der Kaiser, der auf die Berner ohnehin nicht gut zu sprechen war, beschloß, die folgenden Städte zur Verantwortung zu ziehen, und dies umso mehr, als seine an den Schultheißen und an die Gemeinden von Bern ergangenen Weisungen und Mahnungen unberücksichtigt geblieben waren. Ende Mai im Jahre 1288 erschien der Kaiser mit 15 000, nach anderen Quellen mit 30 000 Mann, auf dem „breiten Felde“ vor Bern und besetzte den ganzen „Kopf“ der Halbinsel, auf welcher die Stadt Bern auch heute noch liegt, aber vergeblich, weil wider die reisende Aar, wider gute und feste Mauern und gegen tapfere Bürger kein damaliger Feldherr und selbst der kriegserfahrene und stets siegreiche Kaiser etwas ausrichten konnte. Bern war damals, wie zur Zeit der Begründung, eines tuz zuvor durchgemachten Brandes wegen, aus Holz neu aufgebaut. Der Kaiser beschoß nun, mittelst Brandes, die in stromaufwärts in die Aar liegen ließ, die hölzernen Brücken und die Stadt einzusichern. Die Berner erkannten aber des Kaisers Kriegslust, fingen die Brandes an und retteten dadurch die dem Untergange geweihte Stadt. Mißmuthig zog der Kaiser von Bern ab und betraute seinen Sohn, Herzog Rudolf, im folgenden Jahre mit der Unterwerfung der widerspannigen Stadt; als aber dieser im Jahre 1289 ganz unermüdet für die Berner den Murrathen herabsog, saß gerade Bruggler von Bern an der unteren Aarbrücke. Dieser bemerkte die furchtbare Gefahr für die unvorbereitete Stadt und ohne die Zahl der heranrückenden Feinde, die ihm durch die Höhe der Schloßhalde noch verdeckt war, zu kennen, warf er sich mit Wenigen den heranrückenden Habsburgern entgegen und hielt diese durch seine mannhafte That so lange auf, bis die Berner die Gefahr, in welcher sie schwebten, erkannten und Bruggler zu Hilfe eilen konnten. Das Berner Banner, ein schwarzer Bär, war bereits in Feindeshand; dies bemerkte der Berner Walo von Grevez und führte sich zwischen die Kämpfenden, blutbedeckt, das Berner Banner an sich reisend. Zum ewigen Andenken an diese Hadererobung des Berner Banners wurden Walo und alle seine Nachkommen fortad die „Wiberben“ genannt und der „schwarze Bär“ in ein „rothes Feld“ mit einem weißen Streifen in das Berner Banner zum Zeichen, daß bei der Erlämpfung Bürgerblut floß, gesetzt. Die Berner Juden erbielten den so sehr ersehnten Frieden erst nach dem zu Germerheim am 15. Juli 1291 erfolgten Tode Kaiser Rudolfs I., und zwar im Jahre 1294, gegen eine

Entschädigungssumme von tausend Mark an die Berner Bürgerschaft, und von fünfhundert Mark an den Berner Schultheiß Jakob, Stifter von Kienburg.

Berner Bürger lehnten sich aber nicht nur gegen den Begründer der österreichisch-ungarischen Herrscherdynastie auf, sie nahmen auch 127 Jahre später (1415), und zwar im tiefsten Frieden, die Habsburg, das Stammschloß der Habsburger, dem geächteten Herzog Friedrich IV. von Tirol mit der leeren Tafel, über Auforderung Kaiser Sigmunds weg, und zerstörten bis auf den gewaltigen Thurm Rabobbs die alte ehrwürdige Habsburg gänzlich. Eine alte Chronik sagt uns: „1415. Als man vor Brugg lag, im Feldzug der Berner im Aargau, da ward die Beste Habsburg auch brennt, und ergab sich Heinrich v. Wohlen an die von Bern mit der Beste Habsburg.“

In diesen Tagen feiert die eidgenössische Bundeshauptstadt Bern ihr 700jähriges Gründungsjubiläum. Ob sich die Bürger der Stadt bei Bekrzung des 111 Fuß über dem Seespiegel auf der Plattform der Münsterterrasse hinter dem Berner Münster stehenden Standbildes des Stadtbegründers Berthold und der zahlreich angebrachten Stadtwappen mit dem „schwarzen Bären im rothen Felde“ auch der Zeit erinnern werden, wo ihre Väter mit den Habsburgern in so grimmer Fehde lagen! Jahrhunderte sind nun vorübergerauscht! Die Völker, welche sich einst bekriegten, leben nun friedlich mit einander, und aus dem kleinen schweizerischen Stammlande „Im Egen“ mit dem Auslug der Habsburg, wo einst der habsburgische Bär Umschau hielt ist die gewaltige österreichisch-ungarische Monarchie am Donaustrande entstanden. (Nach dem W. „Frdbl.“)

Theater und Kunst.

† (Kunstverein.) Manuel Wielandt hat ein italienisches Landschaftsbild zur Ansicht gebracht, das in seiner äußeren Form an die vor acht bis zehn Jahren üblich gewesenen, sehr hohen und sehr schmalen Watart-Photographien erinnert. „Eine Stunde des Friedens“ nennt der Künstler sein Werk. Dasselbe ist in der Stimmung und im charakteristischen Ausdruck dem zuletzt von uns besprochenen Marinestück Wielandts „Verschollen“ nahezu entgegengesetzt. Dort Todessehner, hier süßer Abendfriede; dort ein von stürmischen Wogen auf eine Klippe geworfenes und gebrochenes Fahrzeug, hier ein auf sanften Wellen sich schaukelndes Segelboot; dort die Einöde des weiten Meeres, hier die Lieblichkeit einer südländischen Uferlandschaft. Vom hohen Ufer schweift der Blick hinab auf das Meer, in das eben der glühende Sonnenball versinkt. Cypressen streben zum blauen Himmel empor und unter ihnen mag es sich wohl in dieser stillen Feierstunde der Natur gut träumen und sinnen. Die glänzenden Borzüge Wielandtscher Naturschilderung kommen auch auf diesem Bilde, obgleich dasselbe sich nicht durch Originalität hervorhebt, zu ihrem Rechte und die friedliche, etwas schwermüthige Stimmung der Scene ist vortrefflich ausgedrückt. Ein Genrebild in etwas anspruchsvollen Raumverhältnissen bietet Paul von Ravenstein dar. Der Gegenstand wird durch den Titel: „Die Schule ist aus“ gekennzeichnet und die Lokalität würde man vielleicht auch ohne nähere Bezeichnung an dem originellen Gröbinger Kirchthurm wiedererkennen. Ein Trupp Schulmädchen ist gerade, dem Bankreife der Schulwände entronnen, auf die abschüssige Dorfstraße getreten; daß sie sich des Schlußes der Lehrstunden freuen, können wir ihnen um so weniger übel nehmen, als die üppige Blütenpracht der über die Gartenmauer in die Straße hineinragenden Bäume deutlich erkennen läßt, daß wir uns in der Zeit sommerlicher Herrlichkeit befinden. Die Gruppe der jungen Mädchen ist gut angeordnet, die Bewegungen sind meist ungezwungen, dagegen läßt der Ausdruck der Gesichter größere Mannigfaltigkeit und die Farbe der Gesichter größere Frische wünschen. Gerade das am meisten im Vordergrund stehende und deshalb zunächst die Aufmerksamkeit auf sich ziehende Mädchen hat einen stumpfen und interesselosen Ausdruck, der die Freude des Beschauers an der ganzen Gruppe beeinträchtigt.

10. Ebbe und Fluth. Nachdruck verboten.

Eine Geschichte vom Strande.

Von F. Meißner. (Fortsetzung.)

„Ich muß Ihnen gestehen, liebes Kind,“ sagte der Doktor, nachdem Jse ihm dies Alles erzählt hatte, „daß Ihre Ruhe mir gefällt, wenigleich ich mich darüber wundere. Denn . . .“

„Ich habe Lucian gesprochen,“ unterbrach ihn Jse, indem sie wie eine Purpurrose erglühte.

„Sie haben ihn gesprochen?“

„Ja, Jse erleschte mir die Erlaubnis. Als er mich sah, streckte er mit seiner Arme entgegen — er pflegte mich zu küssen, wenn er sonst von einer Reise zurückgekommen war. Aber Frau Romili, die mit mir war, hielt mich zurück. Die Mutter wollte nicht mitkommen; sie glaubt, daß er's gethan hat. Sie will ihn jetzt noch nicht sehen. Es war noch ein Herr bei ihm, der Bertheidiger. Ich blickte ihn an, als er dicht bei mir stand, und fragte ihn ganz leise, daß Niemand es hören konnte: „Lucian daß Du Jodie geidtet?“ Er sah mir fest und klar in die Augen und antwortete mit ruhiger, voller Stimme: „Nein, Jse!“ Er hat niemals gelogen, niemals. Dann sprach er mit Frau Romili, zärtlich und weich und voll tiefen Mitleids; und Frau Romili glaubte ihm auch. Er war blaß und angegriffen, aber so mild und freundlich, als sei er zu Hause, unter uns . . . und . . . o, mein Gott! werde ich ihn hier jemals wiedersehen?“

Jse drückte ihre Schürze an das Gesicht und eilte hinaus.

V.

Die Verhöre, welche mit Lucian angestellt worden waren, hatten im Verein mit den Aussagen der Zeugen ergeben, daß seit der Verheirathung von Lucians Stiefmutter mit Jse's Stiefvater die beiden Kinder zusammen aufgewachsen und unzertrennlich gewesen waren; daß Lucian die Jse stets seine „keine Frau“ genannt habe, und daß Jse mit diesem Gedanken, allem Anschein nach, wohl zufrieden gewesen sei, bis eines Tages Jodie Romili in dem engen Familienkreise erschien. Frau Hammers Dienstmagd hatte ausgefagt — allerdings nicht ohne wiederholt die Befürchtung laut werden zu lassen, daß ihre Frau sie solche Schwachhaftigkeit werde entgelten lassen —, daß die Witwe gar oft und gern zu ihm in vertraulichen Gespräch von der Zeit geplaudert habe, da die Weiden erst ein Paar sein würden; ebenso aber habe sie dieselbe auch nach Herrn Romili's Ankunft sagen hören — wenn sie nun doch ein Mal die volle Wahrheit gesehen

müßte —, daß sie, die Frau Hammer, von ganzem Herzen gewünscht hätte, Lucians Freund läge wie Barao tief auf dem Grunde des Nothen Meeres, und daß nur der leidige Teufel ihn in ihr Haus geführt haben könne. Es traten ferner einige Zeugen auf, die an jenem stürmischen Abend, als Lucian den Doktor über die Nacht zu bringen versuchte und dabei in Lebensgefahr gerathen war, gesehen hatten, wie Jse am Strande, gerade als Lucian gerettet an's Land stieg, in Jodie's Arme sich geworfen und den Angekommenen seines Blickes gewürdigt habe. Und hierauf wurde der Doktor aufgerufen, als ein kluger Menschen- und Herzenskenner und als ein Mann, dessen Situmme von Geniadt war, um seine Ansicht über den Charakter des Angeklagten abzugeben. Selbstverständlich verhielt sich der brave Mann so abweichend und so verschlossen, als dies nur irgend möglich und durchführbar war. Er ließ sich jedes einzelne Wort förmlich aus dem Halse winden. Trodem mußte er, den unzähligen geschwundenen Fragen gegenüber, zugeben, daß er eine bestige und nur mit Mühe zu zähmende Leidenschaftlichkeit an Lucian wahrgenommen, daß er bei Lucian Anzeichen einer heftigen Eifersucht beobachtet habe. Obgleich aber nur das schärfste Kreuzfeuer von Fragen diese Angaben aus ihm herausgezwungen hatte, verließ der gute Doktor dennoch endlich das Verhörszimmer mit dem niederschmetternden Bewußtsein, daß er nun um kein Haar besser sei als die niederträchtigen aller Klagschwesteren auf zehn Meilen in der Runde.

Weitere Zeugen bekundeten, daß Lucian und Jodie zusammen für eine Reise nach Westindien an Bord der Bark Josephine gemultert hatten, und zwar Lucian als Steuermann und Jodie als Vollmatrose; daß der Erster während der Hinreise eine sehr veränderliche Stimmung zur Schau getragen: heute aufgeräumt und lustig, morgen wieder in sich gekürzt und finster. Auch habe an einem windstillen Nachmittage einmal ein Ringkampf zwischen den Weiden stattgefunden, der, vielleicht im Scherz begonnen, dennoch aber im bittersten Ernst endete, so daß Beide die Spuren davon noch eine Woche lang auf dem Leibe trugen. Die Josephine hatte eine schnelle Fahrt gehabt, sie war bereits wieder vollgeladen und eben im Begriff, den Hafen von Kingston auf Jamaica zu verlassen, als der Konul noch einige Soeden mit dem Postdampfer angekommene Briefe an Bord schickte. Darunter befand sich auch einer für Jodie. Lucian war leer ausgegangen. Jodie fand in dem feinen eine Photographie, er schlüpfte damit nach vorn auf die Back. Beim Zurückblicken begegnete er Lucians

finstern Auge. Raschend erhob er das Bild und schwenkte es wie im Triumph. Lucians Gesicht wurde dunkelroth vor Wuth, schäumend ergriff er einen am Deck liegenden Markspieker und schleuderte ihn gegen Jodie; die tödtliche Waffe verfehlte den zur Seite Springenden, traf aber den Brief in seiner Hand und riß denselben mit sich über Bord. Jodie stieß einen Fluch aus und machte Miene, sich auf seinen Angreifer zu stürzen. Lucian aber rief ihm mit zusammengebissenen Zähnen entgegen: „Komm mir jetzt nicht zu nahe, jetzt nicht, oder ich mache Dich kalt!“ Worauf Jodie erwiderte: „Versuch's doch, Du Narr! Der Brief war von ihr!“ „Von wem?“ rief eine Anzahl schadenfroher Stimmen.

„Von der hübschen Jse Hammer!“ lachte Jodie. Kaum aber hatte Lucian, der sich bereits auf dem Wege nach seiner Kajüte befand, diesen Namen vernommen, als er, sich umwendend und dem Andern mit der Faust drohend, anscrie: „Vergiß heute Deinen Abendsegel nicht, mein Junge! Denn, bei Gott! ich werde diese Nacht mit Dir abrechnen!“ Hier von der Mannschaft der Josephine beschworen den Wortlaut dieser Drohung.

Der nächste Zeuge war Jan Kabelgarn, Vollmatrose. Er gab zu Protokoll, daß in der fraglichen Nacht Jodie Romili mit ihm und noch einem andern Matrosen die Morgenwacht von vier bis acht Uhr gehabt habe, und daß er, Jan Kabelgarn, von vier bis sechs Uhr am Ruder zu stehen hatte. Die Nacht sei, besonders gegen Morgen, hell und klar gewesen, das Schiff hätte hart am Winde gelegen, und er habe, da das Fahrzeug sich vorzüglich steuern lasse, das Ruder kaum zu berühren gebraucht. Gegen fünf oder halb sechs müßte er merkwürdiger Weise wohl ein wenig eingenickt sein; denn das Erste, dessen er sich bewußt ward, war ein Eimer Salzwasser, den er über den Kopf gegossen erhielt — und die Sonne stand schon über dem Horizont. Neben sich gewahrte er den Steuermann, finster und drohend wie der leibhaftige Tod; denn Vanderveen pflegte „Höllisch“ auf dem Posten zu sein, wenn er die Nacht an Deck hatte. Sonst aber war keine Seele auf dem ganzen Schiff zu sehen. Von jenem Morgen an war von Jodie Romili nichts mehr gesehen und gehört worden; wohl aber habe in den folgenden Nächten sein Geist oben im Vortopp geklopft, was verschiedene von der Mannschaft beschwören konnten. Daß aber der Steuermann Vanderveen den Jodie Romili überwältigt und auf die Seite gebracht habe, während er, Jan Kabelgarn, am Ruder eingenickt gewesen sei, darauf wolle er jeder Zeit einen Eid ablegen. (Fortsetzung folgt.)

